

Christian Friedrich Hebbel und seine Nieblungen

Autor(en): **Schulz, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **19 (1914-1915)**

Heft 2

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-311045>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Christian Friedrich Hebbel und seine Nibelungen.

Von *Friedrich Schulz*, Pfarrer zu St. Laurenzen in St. Gallen.

Anmerkung der Redaktion. Vor Jahresfrist gaben die Artikel über König Herodes eine Schilderung des geschichtlichen Hintergrundes zu Hebbels Drama „Herodes und Mariamne“. Wir hofften, im Anschluss an dieselben das Lebensbild Hebbels, das uns vom Verfasser gütigst zur Verfügung gestellt wurde, bringen zu können. Aus verschiedenen Gründen musste es leider bis über die Grenze des Gedächtnisjahres aufgespart bleiben. Doch nehmen wir an, dass die Lebensgeschichte des Dichters, in dessen Leben Weihnachten eine so grosse Rolle spielt, in dieser Zeit vor dem Feste noch ebenso freundlich aufgenommen werde.

* * *

An dem literarischen Himmel Europas, an dem Sonnen leuchten wie Dante, Shakespeare, Goethe und Schiller, sind zwei Sterne ganz besonderer Art einst aufgegangen, Friedrich Hebbel und Otto Ludwig. In ein und demselben Jahre, dem Geburtsjahre des einzigartigen Dichterkomponisten Richard Wagner und dem Erlösungsjahre vom napoleonischen Joche sind beide zur Welt gekommen, der eine, Hebbel, am 18. März, der andere, Ludwig, am 12. Februar, also nur 34 Tage voneinander entfernt. Und trotzdem Hebbel im rauhen Norden, zu Wesseln in Dithmarschen, Ludwig dagegen im freundlichen Thüringen das Tageslicht sah, trotzdem Hebbel einer armen Maurerfamilie, Ludwig dagegen einem vornehmen Hause in Eisfeld entstammte, so waren sie doch in ihrem Wesen und Denken einander auffallend verwandt, was später in ihren Dichtungen zutage treten sollte.

Wenden wir uns heute zunächst dem jüngeren der beiden, Friedrich Hebbel, etwas näher zu.

Hebbel schied am 13. Dezember 1863 aus diesem Leben. Ein halbes Jahrhundert also war es ihm vergönnt gewesen, sein Wesen äusserlich und innerlich zur Entfaltung zu bringen und der Welt unsterbliche Werke zu schenken. Hart und rauh ist seine Jugendzeit gewesen im Hause seines Vaters, eines um das tägliche Brot ringenden Tagelöhners, wie auch nachher nach seines Vaters Tod, den er als vierzehnjähriger Knabe erlebte und der ihn in die Familie eines Kirchspielsvogtes Mohr verschlug, da die Seinen am Hungertuch nagten und ihn nicht ernähren konnten. Da war er nun zum Laufburschen und nachher zum Schreiber befördert, wenigstens also von der Aussicht befreit, auch ein Maurer wie sein Vater werden zu müssen. Doch nahm er schon aus seiner ersten Jugendzeit eine Erinnerung mit hinaus in die Welt. Der Lichtpunkt seiner Jugend war immer wieder das Weihnachtsfest gewesen. An den beiden Weihnachtstagen zog der Engel des Friedens und der Freude auch durch die öde Stube seiner Eltern und noch mehr durch ihre abgehärteten Herzen.

„Dann ging's auch bei uns hoch her!“ schreibt einmal später Hebbel an seine Geliebte. „Es gab etwas Besseres zu essen, Hader und Zank der Eltern ruhten und mein kindliches Herz taut auf.“ „Dann wurde von den blauen Hirschtellern gegessen, so genannt, weil in ihrer Mitte ein Hirsch gemalt war, den mein Vater gewöhnlich mit Kreide auf den Tisch nachzuzeichnen pflegte, es gab einen Mehlbeutel, zuweilen wohl gar mit Rosinen und Pflaumen gefüllt, später ward ein guter Tee getrunken, hauptsächlich der lieben Mutter wegen, die

ohne Tee nur halb vergnügt sein konnte. Bevor das Essen kam, sang der Vater in Gemeinschaft mit mir und dem Bruder ein geistliches Lied, nachher musste ich aus der ehrwürdigen dickbäuchigen Postille mit den vielen Holzschnitten das Evangelium und eine Predigt vorlesen. Die Eltern waren heiter, auch der Vater, den wir Kinder fast das ganze Jahr nicht heiter sahen, die dumpfen, erstickenden Gespräche über die Schwierigkeiten, Brot herbeizuschaffen, unterblieben — lagen doch meistens zwei oder drei köstliche breite Wecken im Schrank — Scherz und Lachen waren erlaubt, und wir Kinder dünkten uns im Himmel. Dazu am Weihnachtsabend der schöne Gedanke: diese Herrlichkeit dauert zwei volle Tage!“ Waren aber diese zwei Tage vorüber, schaute auch schon wieder die herbe Not zur Türe herein.

Der Vogt hatte für den Knaben erst recht kein Verständnis! Er betrachtete ihn als seinen Diener, der ja froh sein musste, überhaupt etwas zu nagen und zu beissen zu haben, und für den darum die Volksschulbildung der damaligen Zeit vollkommen genügte. Und lange Zeit wollte sich von keiner Seite her ein Gönner zeigen.

Aber instinktiv bildete der junge Hebbel an sich selber in seinen Freistunden weiter, indem er alle Bücher verschlang, deren er habhaft werden konnte, sehr zum Verdruss seines Brotherrn, dem dieser Bildungstrieb gar nicht in seinen Kram passte. Die Verstimmung zwischen beiden nahm aus diesem Grunde an Schärfe immer mehr zu, Hebbel wurde der Zustand immer unerträglicher, aber er sah immer noch keinen Weg, der ihn aus seiner Lage in die Freiheit hätte führen können. Da kamen der Herausgeberin der Hamburger „Pariser Modeblätter“, der Schriftstellerin Amalie Schoppe, Gedichte von Hebbel in die Hände. Der Eindruck, den dieselben auf sie machten, war ein so nachhaltiger, dass sie ihm die Möglichkeit verschaffte, nach Hamburg überzusiedeln, um sich hier, 22 Jahre alt, mit Hilfe von Gönnern auf die Universität vorzubereiten. Das war nun alles freilich schneller gedacht als getan. Sehr bald erwies sich seine Bildung hierzu als viel zu lückenhaft, auch wurde er selber der Freitischexistenz, die er hier führen musste, bald überdrüssig und so wollte ihm auch hier keine Lebensfreudigkeit kommen. Nur Elise Lensing war es beschieden, Sonnenschein in sein Dasein hineinzutragen. Und als dann gar das Weihnachtsfest kam und er an ihrer Seite sass, da stiegen alte glückliche Augenblicke aus der Kinderzeit wieder in seiner Seele auf und waren imstande, auch seinem aussichtslosen Studienleben für einige Stunden Weihe und Glanz zu verleihen.

Ende März hatte Hebbel die Universität Heidelberg bezogen und den unglaublich klingenden Entschluss gefasst, Rechtswissenschaft zu studieren. Wiederum ein vergebliches Bemühen! Schon im September finden wir ihn in München als Habenichts wieder, wo er von seinen freien Studien und seiner Schriftstellerei ein trauriges Dasein fristete. Er widmete sich unter den härtesten Entbehrungen seiner Muse, so dass er ein halbes Jahr nur Kaffee und Brot zum Leben hatte. Dazu trieben ihn innere schwere Kämpfe um; ein Glück also, dass er in Elise eine mitfühlende Brust besass, der er in Briefen sein kummerbeschwertes Herz ausschütten konnte. Die Sehnsucht nach seligen Weihnachtsstunden mit ihr vereint spricht aus Worten, wie er solche ihr einmal nach Hamburg geschrieben: „Vertrösten! welch ein totgeborenes bankrotttes Wort! Nein! Wir wollen uns diese Weihnacht dadurch versüssen, dass wir mit aller Innigkeit und Glut des Herzens an das Künftige denken, und uns ausmalen, uns in den Glanz versenken, mit dem es uns übergiessen wird!“

Endlich kam er im März 1839 „nach einer schrecklichen Fussreise abgerissen und ohne Existenzmittel“ bei seiner geliebten Elise wieder in Hamburg an.

Von jetzt an gestaltet sich sein Verkehr zu einem unbegrenzten; von der Welt zurückgestossen, sucht er Ersatz in ihrer hingebenden Liebe. Dabei erstarkt aber auch seine schöpferische Kraft. Jetzt gilt es, sich und ihr eine ehrenvolle Existenz zu schaffen. Er rafft sich auf, und schon im folgenden Jahre tritt er mit seinem ersten bedeutenden Werke „Judith“ vor die Öffentlichkeit. Mit einem Schlage ist er ein berühmter Mann, nachdem das Berliner Hoftheater am 6. Juli die erste Aufführung gebracht hatte. Aber bald muss er es bitter empfinden, dass die Lebenssorgen damit noch nicht gehoben sind. Trotzdem seine „Genoveva“ schon im März folgenden Jahres nachfolgte, trotzdem sein Lustspiel „Der Diamant“ und die erste Sammlung seiner Gedichte erschienen, sass der Dichter doch an Weihnachten 1842 in einer kalten Stube in Kopenhagen, sehnsüchtig eines Reisestipendiums harrend, das ihm die Gnade König Christians VIII. von Dänemark zuwenden sollte. Noch trauriger gestaltete sich für ihn das Weihnachtsfest des nächsten Jahres. War doch sein geliebtes Söhnlein Max, das ihm seine Elise geschenkt hatte, wenige Wochen vorher gestorben und befand er sich dazu wieder selbst in den drückendsten Verhältnissen. Dennoch findet er die Kraft, im kommenden Jahre sein bedeutendstes Kunstwerk aus der Jugendzeit zu vollenden: „Maria Magdalena“. Er wollte damit nach seinen eigenen Worten „das bürgerliche Trauerspiel regenerieren und zeigen, dass auch im eingeschränktsten Kreise eine zerschmetternde Tragik möglich ist, wenn man sie aus den rechten Elementen, aus den diesem Kreise selbst Angehörigen, abzuleiten versteht“. In diesem Drama will Hebbel deutlich und unmissverständlich dartun, dass „über uns allen sich ein Himmel wölbt wie von Backsteinen, den Sonne, Mond und Sterne nicht mit ihren Strahlen durchdringen können“. Schon in Kopenhagen hatte er das Bild der Maria entworfen, in Paris ging es dann seiner Vollendung entgegen. Dass in diesem Werke sich seine eigenen Lebensschicksale widerspiegeln wie in keinem anderen zuvor, wird nicht Wunder nehmen nach dem bisher Geschilderten. Zu diesem Werke hat sich denn auch Hebbel zu allen Zeiten seines Lebens gerne bekannt; sein eigenstes Wesen war damit auf zu enge Weise verwoben.

Zuflucht suchte er in diesem schweren Jahre an Weihnachten im schönen Italien. Da finden wir ihn am heiligen Abend in einer Künstlerkneipe unter dänischen Malern in froher Stimmung. Seiner Elise berichtet er darüber mit folgenden Worten: „Wir alle waren mit Weinlaub bekränzt, und eine Rose lag neben jedem Teller. Die Fröhlichkeit war allgemein und bei mir mit tiefer Rührung gemischt; Toaste wurden ausgebracht, sogar einer auf mich. Vorher war mir von unbekannter Hand schon eine Feder geschenkt worden mit der Devise: Vel er jeg stumm; men brugt af dig, jeg taber til ewige Tider! (Wohl bin ich stumm; aber von dir gebraucht, spreche ich zu ewigen Zeiten!) Um 12 Uhr ging ich bei dem herrlichsten Mondschein, meinen Kranz auf dem Kopf behaltend, nach Hause.“

Endlich, endlich kommt ihm nun auch Wien mit einem freundlichen Gesicht entgegen. Christine Enghaus, die Hofschauspielerin, tritt in seinen Lebensweg, Elise Lensing ist zum Opfer bestimmt. „Noch nie — ruft Hebbel um die Weihnacht des Jahres 1845 aus — habe ich mich von dem Element der Welt so getragen und gehoben gefühlt wie hier, und wie das endliche Resultat auch ausfallen möge, die moralische Kräftigung, die ich in dieser Atmosphäre der Liebe und des Wohlwollens in mich ziehe, wird mich stärken fürs Schlimmste.

Ich sehe denn doch, dass im deutschen Volk noch nicht aller Sinn für das Wahre und Echte erstorben ist und dass es sich nach und nach Bahn bricht.“

Christine Enghaus ist seine Frau geworden, aber mit Elise hat er darum doch nicht vollständig gebrochen. Wohl hat sie dem Geliebten entsagen müssen, aber als auch ihr zweites Söhnlein gestorben war, hat Hebbel sie über ein Jahr in seinem Hause beherbergt, bis sie der Tod am 18. November 1854 von ihren Leiden erlöste. —

Wie nachhaltig der Eindruck geblieben war, den Hebbel in seiner Kindheit im düsteren Elternhaus vom frohen Weihnachtsfest empfangen hatte, das zeigt die Tatsache, dass auch in seinem ehelichen Leben mit Christine und in den guten Verhältnissen, in die er nun allmählich gelangte, das Weihnachtsfest stets den ersten Platz in den frohen Tagen des Jahres behauptete.

Mit Wien hatte Hebbels zweite Periode des dichterischen Schaffens begonnen. 1850 erscheint die gewaltige Tragödie: „Herodes und Mariamne“. Ihr folgt 1851 das Märchenlustspiel „Der Rubin“ u. a. Von Bedeutung ist dann wieder „Agnes Bernauer“ (1855), „Gyges und sein Ring“ (1856), vor allem aber seine Bearbeitung des Nibelungenliedes. Dieses gewaltige Gedicht, in welchem aus germanischer Treue alle Helden den Tod finden, hat Hebbel als grandiose Trilogie dem deutschen Volke nahe zu bringen versucht und der Versuch ist ihm in einzigartiger Weise gelungen. Diese Trilogie besteht aus: „Der gehörnte Siegfried“, „Siegfrieds Tod“ und „Kriemhilds Rache“.

Das Urteil, das Röscher in einem Briefe an Hebbel über „Herodes und Mariamne“ gefällt hat, indem er sagt: „Wir sehen eine im Versinken begriffene Welt vor uns; das Heil, die Wiedergeburt erscheint teils prophetisch in der Verkündigung, teils in dem Kern, den einzelne Gestalten dieser Welt herüberretten als Gewähr, dass der Boden, auf welchem eine neue Ordnung der Dinge gedeihen soll, nicht vertrocknet ist, dass in der Menschheit selbst die nie versiegende Quelle der Heilung ihrer Krankheit wohnt“, dieses Urteil dürfte auch auf die Nibelungen zutreffen.

Ehe wir jedoch uns die Nibelungen Hebbels näher ansehen, und sie verdienen es, da sie das bedeutendste Denkmal sind, das der Dichter den Völkern deutscher Zunge gesetzt hat, möchte ich doch noch vorher zu Barthels Vergleich dieses Werkes mit Richard Wagners „Ring des Nibelungen“ Stellung nehmen. Er meint zwar, Musikdrama und Wortdrama könne nicht miteinander verglichen werden, kommt aber dann doch zu dem Resultat, Hebbels Dichtung trage den Charakter überragender Grossartigkeit und es unterliege ihm darum gar keinem Zweifel, dass es zuletzt doch seine Tragödie sein werde, die uns die gewaltigste der deutschen Heldensagen vertraut erhalten werde.

Nun liegt ja gewiss etwas Wahres diesen Worten zugrunde, das uns bei der Lektüre der Nibelungen nicht verborgen bleiben kann. Hebbel ist gross in der Behandlung des alten Liedes; aber trotz allem Eigenen, was er hinzugetan und was ich auch an einigen Stellen im folgenden zeigen werde, hat er sich doch im ganzen streng an das Original gehalten, während Richard Wagner durch wunderbare dichterische Intuition aus verschiedenen Sagenkreisen geradezu ein neues Werk geschaffen hat. Darum steht mir Wagner in seiner Einzigartigkeit als Dichterkomponist doch noch grösser da. Er hat das hohe Lied der Freiheit uns in seinem Siegfried gesungen, der als reiner Lichtheld über die Erde schreitet und darum, einem Balder gleich, fallen muss. Hier hat seine Kunst eine Höhe erreicht, die in ihrer Art nicht überschritten werden kann.

Doch betrachten wir uns jetzt Hebbels Werk. Der erste Teil trägt die Aufschrift: „Der gehörnte Siegfried“. Der jugendliche Siegfried kommt zu König Gunther nach Worms am Rhein. Er, gebadet in Drachenblut, mit der Tarnkappe versehen, mit Notung an der Seite, kennt keine Furcht. Im Spiele erweist er sich den Recken als der Stärkste. Endlich lässt er sich herbei, seinen wahren Wunsch zu nennen, der ihn hierhergeführt. Er ist gekommen, Kriemhilds, der Schwester Gunthers, Hand zu gewinnen. Gunther gewährt ihm die Bitte, aber unter der Bedingung, ihm vorher bei der Werbung um Brunhildens Hand, der furchtbaren Jungfrau, die bis jetzt alle Freier getötet, behilflich zu sein, und zwar derselben Brunhild, die liebend des Siegfried wartet.

Der zweite Teil heisst „Siegfrieds Tod“. Der erste Akt versetzt uns in Brunhilds Burg und schildert den Empfang der Gäste. Dann werden wir wieder nach Worms versetzt, die Helden kommen mit Brunhild zurück, der trotzig, die Gunther noch keinen Kuss gestattet hat. Der erste Streit beginnt, weil Brunhild, der sich bis jetzt Siegfried nur als Vasall Gunthers gezeigt, die Ansprüche des Vasallen auf Kriemhild nicht gelten lässt. Brunhild gibt darum Gunther auf das Beruhigungswort hin: „Dies Rätsel will ich dir lösen, wenn du mein geworden bist“, die unmissverständliche Antwort: „Nie werd' ich's, eh' ich dein Geheimnis weiss.“ Um Brunhild zu bändigen, wird Siegfried von Hagen, dem gefährlichsten der Königsmannen, förmlich genötigt, in der Tarnkappe das Brautgemach Gunthers zu betreten. In seiner harmlosen Reinheit ist er so töricht, Kriemhild sein Geheimnis zu verraten und ihr den Gürtel Brunhilds, den er mitgenommen, zu schenken, was nun die berühmte Domszene herbeiführt.

Jetzt folgt Schlag auf Schlag: Brunhild verlangt Rache, Hagen fühlt sich als treuer Königsmann verpflichtet. Man geht auf die Jagd. Hagen hat Kriemhild überredet, die verwundbare Stelle am Rücken in Siegfrieds Kleid mit einem Zeichen zu versehen, damit er ihn schützen könne. Kaum sind sie fort, argwöhnt Kriemhild Schlimmes, aber zu spät. Siegfried bleibt harmlos bis zuletzt. Wir kommen nun zur Quellenszene, zu Siegfrieds Ermordung durch Hagen.

Bei der scharfen Auseinandersetzung am Schlusse dieses zweiten Teiles zwischen Hagen und Kriemhild raubt Hagen Siegfrieds Schwert Balmung, da er für die Zukunft nichts Gutes kommen sieht und Kriemhilds Rache fürchtet.

Kriemhilds Rache, so ist denn auch der dritte Teil des Gedichtes überschrieben. Kriemhild hat sich vollständig von den Menschen zurückgezogen und verkehrt nur noch mit den Tieren. Da bietet der Hunnenfürst Etzel durch seinen edeln Recken Rüdeger ihr seine Hand an. Hagen stemmt sich gegen diese Werbung, von der er nichts Gutes kommen sieht. Gunther aber, der ihr das neue Glück und die neue Ehe gönnt, willigt ein. Kriemhild ist bereit, die Hand des Hunnenkönigs anzunehmen, nachdem Rüdeger versichert hat, dass Herr Etzel ihr keine Dienste versagen werde. Und sein eigener Schwur lautet: „Was ich vermag, ist dein bis auf den letzten Atemzug.“ So reist denn Kriemhild mit dem Versprechen Gunthers, dass er später kommen werde, und mit ihrem Racheplan im Herzen zu Etzel ab.

Der tragische Ausgang ist aus dem alten Nibelungenliede ja bekannt. Die Burgunder lösen das Versprechen Gunthers ein und erscheinen, allerdings wohl vorbereitet auf Kampf, in der Residenz Etzels. Da die Fürsten Hagen nicht im Stiche lassen wollen, kommt es auf Etzels Burg zu einem furchtbaren allgemeinen Morden, bis zuletzt Kriemhild selbst den Hagen, Hildebrand aber, der

letzte Recke Etzels, Kriemhild selbst erschlägt. Das ganze Blutbad hat heidnisch-germanische Treue verschuldet, der schon Siegfried zum Opfer gefallen war.

Ehe wir nun von diesem grossen Werke des Dichters Abschied nehmen, möchte ich doch noch besonders auf das Christliche in demselben aufmerksam machen. Wir sahen schon, dass überhaupt in seinen grossen Dramen der zweiten Periode der Übergang vom Heidentum ins Christentum eine Rolle spielt. In den Nibelungen tritt dies nun aber besonders auffallend in die Erscheinung. „Herodes und Mariamne, Kandaules und Rhodope im Gyges zu Vertretern gegensätzlicher Kultur zu erheben, war nicht schwer“; in den Nibelungen aber wehrte sich eigentlich der Stoff gegen diese Hebbelsche Tendenz. Gehen wir vom Schlusse der Trilogie aus. Etzel klagt nach all dem schrecklichen Morden:

Nun sollt' ich richten — rächen — neue Bäche
Ins Blutmeer leiten — doch es widert mich,
Ich kann's nicht mehr — mir wird die Last zu schwer —
Herr Dietrich, nehmt mir meine Kronen ab
Und schleppt die Welt auf Eurem Rücken weiter.

Da gibt ihm Dietrich die überraschende Antwort:

„Im Namen dessen, der am Kreuz erblich.“ Was tut hier Christus in der Welt der Nibelungen? Aber Christus kommt doch nicht unvermittelt. Schon am Schluss des zweiten Teiles hatte der Kaplan Kriemhild warnend und abmahnend zugerufen: „Gedenke dessen, der am Kreuz vergab!“

In der 5. Szene des 2. Aktes desselben Teiles fragte derselbe Kaplan, ob Brunhild getauft sei, und Siegfried erwidert, dass man in ihrem Lande das Kreuz ehre. Freilich meint der Kaplan:

„Man ehrt's wohl so wie hier,
Wo man sich's neben einer Wodanseiche
Gefallen lässt, weil man nicht wissen kann,
Ob ihm kein Zauber innewohnt“,

lässt aber vielleicht gerade deshalb in der 8. Szene des 4. Aktes, unmittelbar vor Siegfrieds Ermordung, die Gelegenheit nicht aus, Frau Ute und Kriemhild die christliche Tugend der Demut anzupreisen anknüpfend an sein eigenes früheres Heidentum, das ihn zum Mitschuldigen an der Ermordung des ersten Missionars gemacht.

Aber, fährt er an dieser Stelle fort:

Da hört ich sein Gebet.
Er betete für mich, und mit dem Amen
Verhaucht er seinen Geist. Das wandte mir
Das Herz im Busen um. Ich warf mein Schwert
Zu Boden, hüllte mich in sein Gewand
Und zog hinaus und predigte das Kreuz.

Noch deutlicher und machtvoller bringt dann vollends die Schlußszene des zweiten Teiles (5. Akt, 9. Szene) die Lehre von der christlichen Selbstüberwindung zum Ausdruck.

Endlich treffen wir den Kaplan dann noch einmal in der Eingangsszene des 2. Aktes des dritten Teiles. Hagen wirft ihn dort in die Donau, weil zwei

weise Meerfrauen nur dem Kaplan Heimkehr aus Etzels Reich prophezeiten. Und nun vertritt das christliche Denken im weiteren Verlauf Dietrich von Bern. Hagen ist der Urheide von Anfang bis zum Schluss. Aber Hebbel bemüht sich, bis zuletzt zu zeigen, dass der wechselseitige Vernichtungskampf Überrest einer Kultur ist, die dem Christentum weichen muss. Überhaupt ist Dietrich von Bern Entsagung selber. Alles verschenkte er bis auf ein Osterei. Etzel nennt ihn wohl den Mächtigsten; es habe einmal, so erzählt er, ein Hunne hinter seinem Rücken ein freches Wort gewagt:

„er sah sich schweigend um
Und schritt zu einer Eiche, riss sie aus
Und legte sie dem Spötter auf den Rücken,
Der knickte unter ihrer Last zusammen,
Und alles schrie: der Berner lebe hoch!“

Etzel versteht ihn aber dennoch nicht; selbst Kriemhild, der Getauften, ist er ein Rätsel. Germanische Treue, das ist Hebbels Gedanke, muss durch Selbstüberwindung veredelt werden.

Zum Schlusse dürfte es sich wohl noch lohnen, einen Blick in die geistige Werkstatt des Dichters zu tun. Hebbel schreibt am 2. Dezember 1858 unter anderem an Prinzessin von Wittgenstein: „Mir ist ein Drama im buchstäblichen Sinne dasselbe, was einem Jäger eine Jagd ist; ich bereite mich so wenig darauf vor wie auf einen Traum, und begreife nicht einmal, wie man das kann. Ich sehe Gestalten, mehr oder weniger hell beleuchtet, sei es nun im Dämmerlicht meiner Phantasie oder der Geschichte, und es reizt mich, sie festzuhalten wie ein Maler; Kopf nach Kopf tritt hervor, und alles übrige findet sich hinzu, wenn ich's brauche.“

„Hebbel, so wird erzählt, hörte beim Dichten Melodien, er hatte Gesichtserrscheinungen; bei den ersten Akten der „Genoveva“ schwebte ihm beständig die Farbe des Herbstmorgens vor, bei „Herodes und Mariamne“ von Anfang bis zu Ende ein brennendstes Rot, beim Epilog der „Genoveva“ sah er eine angeschossene Taube fliegen.“

„Sein Antlitz, sagt sein Biograph Kuh, hatte (beim Dichten) den leidenden Ausdruck des Beseligten. Er neigte sein Haupt tief herab wie eine dem warmen Sommerregen hingeebene Pflanze. Die Arme vor der Brust ineinandergelegt, hin und wieder das Lächeln oder die Trauer des schauenden Menschen um den Mund; so schritt er durch die Strassen Wiens, durch das Gehölz des Praters oder durch die Laubgänge des Augartens, gleichviel ob das klare Licht des Spätherbstes sie vergoldete oder feuchte Oktobernebel sie beschatteten und beriebelten. Sogar das Teufelswetter dieser Jahreszeit konnte ihm nichts anhaben, wenn er im Bildersegen untergetaucht war.“

Das Gewühl und Getöse der Großstadt störte den visionären Spaziergänger niemals, und die berühmte Windsbraut Wiens, wie sie auch in den Baumkronen der gewaltigen Praterbäume wühlte und knirschte, weckte ihn nicht aus seiner Weltvergessenheit auf. Sprach ihn aber jemand an, dann entfuhr ihm der heftigste Laut der Abwehr, manchmal überhörte er die Anrede und schwankte leise singend vorbei.“ Dieses visionäre Wesen, das ihm eigen war, hat er sogar einmal in kühnster Weise bei einem seiner Helden angewendet. Am Anfang des 4. Aktes des letzten Teiles der Nibelungen ist Volker mit Hagen in finsterner Nacht zusammen. Volker steht und geigt und singt den Hunnen ein Lied von

den Taten der burgundischen Helden und von dem Fluche des Gottes, den er erschaut.

„Höhere Wahrheiten in künstlerische Anschauung umsetzen“, darin findet der reife Hebbel zuletzt die Aufgabe des Dichters. Im Vorwort zu „Maria Magdalena“ erblickt Hebbel triumphierend und wie ein Sieger die Kunst noch hoch über der Philosophie; er kam damals von Hegel her. Im Jahre 1861 will er von dieser Vorrede nichts mehr wissen. Der Welt gegenüber fühlte er sich nicht mehr als Sieger, hatte er doch keinen grossen äusseren Erfolg zu verzeichnen.

Doch wir eilen zum Schlusse. Um das Bild des Dichters noch zu vervollständigen, erwähnen wir kurz die Bruchstücke: Demetrius, Dithmarschen, Struensee und Christus. Hunderterlei Stoffe erfasste er nach seinen Tagebüchern, um sie geprüft wieder wegzulegen.

Erwähnt sei noch „Mutter und Kind“ als sein bedeutendster epischer Versuch und wer ihn als Lyriker kennen lernen will, lese Gedichte wie „Mein Vorsatz“, „Künstlerstreben“, „Gott“, „Menschenschicksal“, „An den Jüngling“, „Entschuldigung“ u. a.

Hebbel hatte 1846 die Ehe geschlossen und dadurch auch Wien zu seinem bleibenden Wohnsitz erkoren. Das Jahr 1848 ging auch in politischer Beziehung nicht spurlos an ihm vorüber. Er versah die „Allgemeine Zeitung“ mit Berichten, liess sich als Kandidat für das Frankfurter Parlament aufstellen und sich in einer Deputation des Schriftstellervereins „Concordia“ zum Kaiser nach Innsbruck schicken. Während dieser Zeit stand auch seinen Dramen das Burgtheater offen, bis es ihm dann wieder von Heinrich Laube verschlossen wurde; aber der glückliche Ehemann und Vater liess sich dadurch nicht mehr verbittern. — Wie glücklich er als Vater war, möge eine Notiz aus seinem Tagebuch vom heiligen Abend 1849 zeigen.

Als Hebbel in das erleuchtete Gesellschaftszimmer zu dem brennenden Tannenbaum hineingerufen wurde, trippelte ihm sein kleines Töchterchen in der Sonntagstracht eines braunschweigischen Bauernmädchens (Hebbels Gattin war Braunschweigerin) entgegen. Da beschreibt er nun dies folgendermassen:

„Schwarzes Hütchen, nur den Hinterkopf deckend, mit langen roten Bändern; rotes Kleid, kurz geschnürt; Zwickelstrümpfe nebst Lederschuh; eine geflochtene Kiepe auf dem Rücken, angefüllt mit Nüssen und Kuchen für mich. Das alles hatte meine liebe Frau an den Abenden gemacht, wenn ich nicht zu Hause und sie nicht auf der Bühne beschäftigt war; ich hatte nicht das Geringste davon gemerkt. Das närrische kleine Ding wollte die Kiepe den ganzen Abend nicht wieder ablegen, es sass damit auf dem Stuhl und ass und trank.“

„Seit 1855 besass Hebbel ein kleines Besitztum in Orth bei Gmunden, wo er dann jeden Sommer verbrachte.“ Schon 1855 hatte er an den „Nibelungen“ zu arbeiten begonnen, die er, wie wir schon sahen, erst 1860 vollendete.

Sein fünfzigster Geburtstag fand den Dichter krank und die Nachricht von der Verleihung des Schillerpreises für die Nibelungen (für den ausserdem Freytags „Fabier“ ernsthaft in Betracht gekommen waren!) traf ihn auf dem Sterbelager, auf dem er übrigens den „Demetrius“ noch nahezu vollendete. Er starb zuletzt an einer Lungenentzündung am 13. Dezember 1863, an einem Sonntag um 5 Uhr 40 Minuten. Am folgenden Tage wurde die Totenmaske abgenommen und die Leiche sezirt.

Für sein Leichenbegängnis hatte Hebbel alles so schlicht wie möglich angeordnet und sich vor allem jede Leichenrede verboten. Sein Sarg wurde,

umgeben von Studenten und begleitet von den Freunden und Verehrern des Dichters nachmittags 3 Uhr still auf den Matzleinsdorfer protestantischen Friedhof gebracht und dort in der Leichenkapelle provisorisch beigesetzt. Am 16. Dezember trug die Jugend Hebbels Leiche endlich zur letzten Ruhe.

Bericht über einen Kurs für Lehrer und Lehrerinnen an Fortbildungsschulen in Leipzig, 2. Juni—12. Juli 1914.

Von *H. Grob*, St. Gallen.

Bei Anlass der allgemeinen Beratung des neuen Erziehungsgesetzes des Kantons St. Gallen durch Behörden und Lehrerkreise ist dem Ausbau der Fortbildungsschule weitgehende Aufmerksamkeit und neu erwachendes Interesse geschenkt worden — und mit Recht. Ist es doch dringend notwendig, dafür zu sorgen, dass unsere Jugend nicht mit 14, 15 Jahren sich als „ausgeschult“ ansieht, also zu einem Zeitpunkt, da, wie man zu sagen pflegt, erst „der Verstand kommt“, da die jungen Leute, wenn richtig geleitet, anfangen, sich zu interessieren für all das, was im öffentlichen Leben, was rings um sie vorgeht, da sie grösstenteils sich anschicken, für einen Lebensberuf sich zu entscheiden und vorzubereiten und recht empfänglich wären für manche Belehrung, die in ihr spezielles Gebiet einschlägt.

Bei uns zu Lande gehen die Ansichten noch sehr auseinander, ob die obligatorische oder die freiwillige Form der Fortbildungsschule gewählt werden solle, vermutlich aber doch nur so lange, bis die grosse Zahl der notwendig werdenden und für diesen speziellen Zweck geschulten Lehrkräfte vorhanden sein wird, um den Unterricht dieser Stufe obligatorisch zu machen.

Schreiberin dieser Zeilen, selbst Lehrerin an einer Fach- oder „gewerblichen Fortbildungsschule“, die mit an der Ausbildung von Lehrkräften für die weibliche Fortbildungsschule beteiligt ist, hatte verflossenen Sommer die Freude, einen sechswöchigen „Kurs für Lehrer und Lehrerinnen an Fortbildungsschulen in Leipzig“ besuchen zu dürfen. Sie möchte nun in folgendem einiges berichten über die Organisation dieser Kurse, die seit ungefähr 16 Jahren dort abgehalten werden, über die Organisation des Leipziger Fortbildungsschulwesens und schliesslich — da es aus diesen oder jenen Gründen nicht jedermanns Sache ist, grössere Reisen zu unternehmen — ein paar Hinweise geben auf allerlei Gelegenheiten zur Aus- und Fortbildung, die sich in unserer nächsten Nähe finden, die zudem den Vorzug haben, speziell unsern schweizerischen Verhältnissen angepasst zu sein, und die es unter Umständen sogar erlauben, neben dem Beruf, neben der Schulzeit benutzt zu werden. Sie ist sich dabei völlig bewusst, nicht etwa Neues, Nochniedagewesenes zu sagen; aber darauf kommt es wohl weniger an, als darauf, den Anstoss zu geben, der auch andern Lust macht, sich mit der Sache zu befassen.

Diese Kurse, unter der vorzüglichen Oberleitung des Herrn Direktor Heymann in Leipzig, bezwecken, wie eigentlich schon der Name sagt, die Teilnehmerschaft „mit all dem vertraut zu machen, was für eine erspriessliche Tätigkeit in der Fortbildungsschule erforderlich ist, ohne sich aber die Aufgabe zu stellen, mit der Technik bestimmter Handwerke bis ins einzelne bekannt